



Zum Licht!

Drei Gesänge

von

Victor von Andrejanoff.



Mitau.

Verlag und Druck von E. Sieslak.

1882.

ESTICA

A-4069.

Von der Censur erlaubt. — Riga, den 21. November 1881.



Meiner Braut.

Dämonen.

Satanische Fragmente.

Im grünen Walde jedes Lüftchen schweigt;
Nur manchmal säuselt's im Gezweig der Bäume,
Wenn durch das Laub ein kleiner Vogel streicht.
Rings weben lichte Sommersonnenträume.
Unzähl'ge Fliegen schwirren, Falter gaukeln,
Auf schwanken Gräsern sich Libellen schaukeln,
Die muntre Biene zieht aus Blüthendolden
Mit regem Fleiß den Nektar, süß und golden.

Da, wo der Bach durch Laubeschatten rinnt,
Erscheint ein Reh und blickt mit großen Augen
Herum im Kreise, wie ein scheues Kind;
Dann scheint es tief den Waldesduft zu saugen
Und neigt sich endlich zur krystall'nen Fluth;
Darin sein eigen Bildniß zitternd ruht.

Es ist, als ob auf diese arme Erde
Ein Weiheblick vom Auge Gottes fiel,
Als ob ein Echo des erhab'nen „Werde!“
Hinbehte durch der Schöpfung Saitenspiel

Ein stiller Wand'rer schreitet durch den Wald,
Ein Mann, noch jung von Antlitz und Gestalt,
Doch scheint auf seinen ernsten, bleichen Zügen
Des Seelenalters Stempel schon zu liegen,

Und aus den Furchen, so die Stirn durchziehen,
Des Zweifels, der Verneinung Geist zu lauern,
Indeß im Aug' ein unaussprechlich Trauern,
Gleich einer ew'gen Thräne, scheint zu glühn.

Was soll in all' dem Frieden der Natur,
In ihrer Lust, in ihrer Segensfülle,
Dies trauernde, verschloss'ne Antlitz nur,
Für tiefgeheimen Schmerz die bleiche Hülle — ?
Was soll des Menschen schattenhaftes Leid,
Wo sich das All berauscht in Seligkeit?

O, Ehre seinem Schmerz! — er ist nicht so
Wie and'rer Erdenkinder kleine Leiden,
Die, müssen sie das kleinste Wünschchen meiden,
Schon sagen, daß sie nie mehr würden froh.
Der stille Wand'rer dort ist nicht von Jenen,
Die hier im Staube Allbefried'gung finden;
Ihn treibt ein übermenschlich starkes Sehnen,
Dem Joch des Menschenthums sich zu entwinden.

Er ist ein Dichter! — darin liegt die Lösung;
Er ist ein Wesen, das, aus Gott geboren,
Sich hier im Erdenmoder hat verloren
Und heiß nun mit dem Dämon der Verwesung
Den Kampf des Geistes ringt. Ihm gab Natur,
Was hunderttausenden sie streng versagt,
Doch gab sie's seinem Menschenhaupte nur,
Daß ihn das Leben um so schärfer plagt'!
Sie hat sein weiches Herz im Keim gespalten
Und einen Abgrund in ihm aufgethan,
Den überbrücken kann kein schöner Wahn,
Vor dem entweicht der Himmelsmächte Walten.

Er ist ein Geist, der sich im Aether wiegt,
Nach ewig unerreichbar'n Sonnen fliegt,
Der Schönheit Urbild sucht herabzuziehn
Ins kalte, nebelhafte Erdenleben —
Und über dem vergeblichen Bemüh'n
Vergeudet Kraft und Daseinslust und Streben.

Er ist ein Herz, das tausendfältig mehr
Als and're fühlt, das jeden Lusthauch spürt,
Der sich zu ihm verirrt von ungefähr
Aus dem Orkan der Welt. Das Leid berührt
Ihn mächtiger und schlägt ihm tief're Wunden
Als seinen Brüdern — und die flücht'ge Lust,
Die er nur selten auf der Welt gefunden,
Bedrückt wie eine Last die volle Brust.
Er ist ein Nerv, der ewig zuckt und schwellt,
Ein Espenblatt, das unaufhörlich zittert,
Ein Sinngewächs, das jeder Strahl erschüttert,
Der gar zu warm vom Himmel niederfällt.
Woran die blinde Welt vorübergeht,
D'ran hastet er mit innigem Behagen,
Und wo der Mensch bewundernd stille steht,
Wird achlos er vom Geist vorbeigetragen.

Er hat gekämpft — und Haß zurückbehalten
Statt friedlicher Versöhnung, hat gelitten —
Und nur Verachtung sich durch's Leid erstritten,
Er hat geglaubt — um vollends den Gewalten
Des Zweifels zu erliegen, hat geliebt,
Hat Edelmuth und Dankbarkeit geübt —
Um sich zu sagen, daß es nur ein Wahn,
Ein Irrlicht war auf steiler Dornenbahn
Woran sein armes Herz solange sich freute!

Nun irrt der Müde, mit sich selbst Entzweite,
Im Tempel der Natur — und sucht den Frieden,
Vergeb'ne Müh'! — er wird ihm nie beschieden. . .

* * *

Drei urgewaltige Dämonen,
Entsprungen aus des Chaos Nacht,
In meiner Seele Tiefen wohnen
Mich knechtend mit Despotenmacht.
Als ich, dem Kindestraum entrückt,
Zuerst in diese Welt geblickt
Mit off'nen, selbstbewußten Augen,
Die wol zu flücht'gem Sehen taugen,
Doch nichts von Grund erfassen können: —
Da fühlt' ich schon im Innern brennen
Der Dreizahl wilde Höllengluth.
Doch, frisch an Kraft und reich an Muth,
Beschloß ich, mit mir selbst zu kämpfen,
Durch des Erstrebten Vollerringung
Des eig'nen Herzens Sturm zu dämpfen.
In kampfesfroher Selbstverjüngung
Schwang ich mein leuchtendes Panier
Und jubelte ob seiner Zier! —

Das war ein Rausch, der bald verflog,
Ein Wahngewild, das prahlend log,
Ein Hasten ohne Zweck und Ziel,
Ein kindisch selbstgefällig Spiel!

Es kam die Zeit der Buß' und Reu',
Die Zeit des Bangens und der Thränen
Mit ihrem leidvoll-süßen Sehnen,

Mit ihrem Hoffen, ihrem Wähnen —
Es kam die Zeit — und ging vorbei.

Nun ist die Seele sehnsuchtsleer,
Nun ist der Geist des Bangens ledig,
Nun ruft der Mund in Neu' nicht mehr:
O Hoffnung sei dem Herzen gnädig!

Des Zweifels Dämon ruft hinaus
Aus meines Leibes morschem Haus:

„Was Du gesehn, was Du erfahren
In Jünglings- und in Mannesjahren,
Was Du geliebt, was Du verehrt
Ist keines einz'gen Wortes werth!
Dasselbe ward schon tausend Andern,
Die, gleich wie Du, zum Tode wandern,
Vom ehernen Geschick zu Theil;
Nichts Neues ward Dir zugemessen,
Kein großes Unheil oder Heil,
Das Du nicht solltest schnell vergessen!“

„Ein thöricht Ding ist diese Welt!
Kein Menschenhaupt weiß und versteht,
Woher sie kommt, wohin sie geht,
Wer sie in stättem Wandel hält.
Ein thöricht Ding ist auch das Herz
Mit seiner Freude, seinem Schmerz!
Bald schwingt sich's jubelnd himmelwärts,
Bald sinkt es tief zum Staub hinab
Und gräbt im Roth sich selbst das Grab;
Ganz unvermittelt, unbegründet
Pocht es und wogt es und empfindet,
Um schließlich zu verfaulen, wie
Die ganze Erdenkomödie!“

„D'rum such' Dir eine eig'ne Bahn,
 Entflieh' dem gleißnerischen Wahn,
 Der Dich noch an die Menschheit bindet!
 Verhärte Dich, verschliesse Dich,
 Bezwing' Dein Sehnen innerlich
 Und lache — lache — lache nur
 Ob Welt und Menschheit und Natur!“

Ich höre meinen zweiten Dämon sprechen:

„Herz, hüte Dich mit dieser Welt zu brechen!
 Du wurzelst gar zu tief und fest in ihr.
 Mit allen Klammern Deines Wesens hängst Du
 An ihrer Brust, mit allen Kräften drängst Du,
 Ob unbewußt auch, selbst Dich hin zu ihr!
 Erfasse sie, wie sie vor Dir sich weitet,
 Greif muthig nur hinein in ihre Fülle,
 Doch laß' ihr die geheimnißvolle Hülle, —
 Ein Thor ist, wer mit ew'gen Räthseln streitet!
 Gieb ganz Dich hin dem wogenden Getriebe
 Und pflück' die Lust von jedem grünen Baum,
 Berausche Dich im kurzen Daseinstraum,
 Halt' fest die Hoffnung und die süße Liebe!“

Aus meiner Seele zieht ein helles Klingen,
 Wie Glockentöne durch die Maienluft, —
 Mein dritter Dämon hebt nun an zu singen:

„Titane Du, in dieser Erdengruft,
 Was wurden Dir so schlaff die Geistesflügel?
 Zieh't's Dich nicht mehr empor zu Licht und Duft,
 Empor in jene himmlischen Gebiete,
 Wo Dir der Dichtung Lorbeerreis erblühte?“

„Die Welt ist eine öde Schädelstätte,
Ein düst'res Sinnbild ist sie der Verwesung;
Gefesselt weilen drin an blut'ger Kette
Die Menschen, ewig lechzend nach Erlösung.
Du hast die Macht, — erhebe Dich und rette!
Verleih' den Mitgebornen die Genesung!
Die Kunst allein kann diese Welt verjüngen,
Kann den Beknechteten die Freiheit bringen.

„Doch geh' an allem Irdischen vorüber,
Laß Dich nicht fesseln von dem Augenblick,
flieh' des Genusses und der Freude Fieber,
Entrinne jedem eiteln Menschenglück!
Dein ist die Kunst, — es geh' Dir nichts darüber,
Einmal verloren, kehrt sie nie zurück!
Geweiht zum Dichter bist Du, — sollst es bleiben,
Nicht Deinen Geist dem Erdenstaub verschreiben! —

„In Einsamkeit sollst Du die Flamme hegen,
Daß, weithin lodern, sie die Welt erhelle,
Wenn Du auf erdenfernen Blütenwegen
Schon lang erreicht die letzte Ruhestelle!“ “
So sang der Dämon und es klang wie Segen
Vom Himmel auf des Herzens Sturmeswelle;
Doch fühl' ich wohl: — ich kann nur dann genesen,
Wenn ich gelöst mein eigen Räthselwesen! —

* * *

Der Dichtung Botschaft ist an mich ergangen:

„Geh' in die Welt und singe Deine Lieder,
Erwecke aus dem Schlaf die Menschheit wieder,
Und tröste, wer von Angst und Qual befangen!“

Nun wohl! ich sang, ich tröstete, ich weckte,
Vergoß im Lied mein warmes Herzensblut;
Doch, wenn ich Einen aus dem Schlummer schreckte,
fiel er mich an mit mörderischer Wuth,
Wollt einem Wesen ich die Schmerzen lindern,
Ward ich verflucht fürs unerbet'ne Hindern;
Wie durst' ich wagen, Jemandem zu nah'n,
Der eitel war auf seinen Thränenwahn? . . .

Und also ward ich fremd in dieser Welt
Und wußte nicht, wozu mir kam die Sendung;
Es ward mir Lied und Lebensmuth vergällt,
Im Keim geknickt mein Streben nach Vollendung!
Nun bin ich, jung an Jahren, schon ein Greis,
Zieh durch die Welt — weiß selber nicht wozu;
Allmählich wird die Seele mir zu Eis
Und findet nirgends die ersehnte Ruh'!
Vielleicht wird einst mir noch ein Lohn zu Theil,
Unsterblichkeit ob meinem Grabe glänzen — —
Vielleicht! — doch ist denn das ein großes Heil?
Ist's besser nicht von welken Blumenkränzen,
Als von Unsterblichkeit bedeckt zu werden?
Gilt denn nicht Alles gleich im Schoos der Erden?

* * *

Was will das Bild, das aus den Schattengründen
Der Seele steigt? Was will sein bleiches Winken?
Ich seh' in seinem Auge Thränen blinken, —
Will's todte Seelengluthen neu entzünden?
Ein Frauenbild, das mir vor allem theuer,
Das meinem Sein und Wesen eng verbunden

Einst war in schönen, längstvergang'nen Stunden,
Da noch der Leidenschaften wildes Feuer
Die Pulse mir durchlohte jugendkräftig,
Der Lebensdrang, das Joch der Kreaturen,
In meiner Brust sich regte vielgeschäftig,
Den Geist verlockend auf der Täuschung Spuren! —

Wir liebten uns, — das war kein leeres Wort!
Ein Himmel lag darin und eine Hölle,
Ein stiller See und eine Sturmeswelle,
Die Glück und Frieden nahm für immer fort.

Wir liebten uns — und durften es doch nimmer!
Gesetz und Sitte, Brauch und Vorurtheil
Verfolgten uns're Lieb' mit gift'gem Pfeil
Und nahmen ihr den keuschen Rosenschimmer.
Die Trennungsstunde kam — und ungesüht
Blieb uns'rer Liebe Schuld; wir trugen Beide
Mit uns des Fluches ehernes Geschmeide
Auf bleicher Stirne, die einst hold umgrünt
Ein frühlingsblumenkranz, durchwirkt von Rosen. . .

Wie? für die kurzen, die geringen Stunden,
Den flüchtigen Kuß, das bange, scheue Rosen,
Ein Weh von Jahren, blut'ge Seelenwunden,
Gebroch'ne Herzen — — dieses heißt Vergeltung?
Warum dem Süßen stets die Bitterkeit,
Warum dem holden Wahn Erkenntnißleid,
Warum dem heißen Taumel Neu-Erkältung?
Warum? — Warum? — Der Jugendthorheit Fragen!
Ihr ziemt dem Manne nicht, der reis an Jahren,
In jedem Zweifel, jedem Gram erfahren,

Sich müht, sein Leben bis zum Grab zu fragen!
Gewöhn' ich endlich mich an die Erkenntniß:
Daß eitel, — thöricht alles Thun und Sinnen,
Daß nicht der Mühe werth das „süße Minnen“
Und — für den Rest uns mangelt das Verständniß

Noch ist das Alter nicht herangekommen,
Hat mir die dunkle Locke nicht gebleicht —
Und wie ein Greis doch, der am Stabe schleicht,
Schlepp' ich mich hin, seit all' die Bluth verglommen,
Die diesen Geist emporhob zu den Sternen,
In des Gedankens unermess'nen fernen
Ihn suchen ließ nach jenem Morgenrothe,
Nach jenem schmerzensebang erhofften Tage
Der mit sich selbst die Kreatur versöhnt,
Vom Gott des Lichts ein benedeiter Bote
Ihr qualdurchsiebert Ruhestreben krönt,
Die Seele hebt aus morschem Sarkophage.

O Jugendthorheit, süße nie-vergeß'ne,
O Schwärmerei, o Poesie des Lebens,
Ins Meer des Todes, in das unermess'ne,
Enflohst auch Du — und Alles war vergebens!
Vergebens frommen Kinderglaubens Frieden,
Vergebens erster Liebe Hoffen, Zagen,
Vergebens holder Unschuld keusche Fragen —
Vergleichen Träume taugen nichts hienieden!
Der Glaube wird zu Selbstsucht oder Narrheit,
Die Liebe wird zur Täuschung heißer Sinne,
Die Unschuld wandelt sich in Herzensstarrheit
Und pflanzt auf des Bewußtseins höchste Zinne
Das schwarze Seidenbanner der Verachtung.

Veröhnungshoffnung wird zur Selbstverneinung,
Und der Begeist' rung flammende Erscheinung
Zu kalter, felsenzackiger Betrachtung! —

Kein Wunsch mehr! da zu spät die Wünsche sich
Erfüllen stets dem ungestümen Herzen,
Wenn längst die Gluth erloschen innerlich,
Der Jorn dahin und die Entsagungschmerzen.
Es liegen zwischen Bitte und Gewähr
Nicht Tage, — Jahre für den Staubgebornen,
Mit Spott und Hohn vergilt den Qualerkornen
Das Schicksal ihr Gebet, so bang, so schwer.
Was in der Jugend uns als höchstes Glück
Erschien, das wird vielleicht zu Theil dem Manne,
Der's achtlos läßt im Lebensdrang zurück
Und, neue Wünsche hegend, seine Spanne
Von Jahren hinlebt, um als Greis zu schauen:
Wie wenig seinem Herzen war zu trauen!
Und keine Hoffnung! Schellenkappe hohl,
Zu größ'rer Qual verliehn dem Menschenhaupte,
Der Geisteschwäche trügerisch Symbol,
Ich fluche Dir, die ich einst heilig glaubte! —

Vielleicht ist glücklich, wer beschränkten Geistes,
Der Idiot der glücklichste von Allen,
Die auf der qualbedeckten Erde wallen! —
Und dennoch — finstr'es Weltgeschick, Du weißt es —
Und dennoch möcht' ich nicht mit Jenen tauschen,
Die achtlos an der Welt vorübergehen,
In ihr nur einen Bilderbogen sehen
Und nur der eig'nen, blöden Stimme lauschen.
Nein! ich bin stolz auf meine Seelenleiden,

Auf meiner Geisteskämpfe Höllequal
 Und auf mein Wollen, — mag auch tausendmal
 Die Selbstverachtung mich mir selbst verleiden!
 Verächtlich ist das Wesen, Mensch genannt,
 Verächtlich, widerwärtig, ekelhaft
 In seiner Schwäche, wie in seiner Kraft —
 Nicht besser als der Wurm im dürrn Sand!
 Stolz darf ich sein auf ungewöhnlich fühlen,
 Auf ungewöhnlich Lieben oder Hassen: —
 Doch darf mich die Erkenntniß nie verlassen,
 Daß ich, wie Alle, die im Staub sich wühlen,
 Ein schnödes Ding, ein zwitterhafter Tand,
 Ein Narr voll Eitelkeit, voll Trug und Unbestand!“

* * *

Laß ich den Blick auf dieser Welt verweilen,
 Die sich vergebens sucht gesund zu schminken,
 Durch Lug und Trug ihr altes Weh zu heilen —
 So will mich's wie ein Narrenhaus bedünken.
 Prahlt einer hier mit seinen Geistesgaben,
 Will dort der And're mehr an Schätzen haben,
 Glaubst dieser sich zu Rang und Ehr' erlesen,
 Fühlt Jener sich als auserwähltes Wesen —
 Und Hoch und Niedrig, Arm und Reich
 Sind doch am End' sich Alle gleich!

Ein Jeder trägt sein eigen Narrenkleid,
 Hegt seine ganz besond're Eitelkeit
 Für die er bis zum Tode kämpft und strebt,
 Für die er jubelt und für die er bebt.
 Und wie die Menschen sind auch ihre Götter: —

Der eine Gott spricht nur aus Sturm und Wetter,
Der and're predigt Milde und Versöhnung,
Der dritte ist ein Geist voll Stolz und Trotz,
Der vierte nur ein grober, stumpfer Klotz —
Sie alle aber dienen der „Gewöhnung!“
Und auf dem allgemeinen Göttertempel
Liegt ehern uns'rer Narrheit Kainsstempel.

Der Glaube und die Hoffnung und die Liebe
Und all' die andern eiteln Seelentriebe
Sind bunte Blasen, die dem Hirn entquellen,
Um in des Wahns Unendlichkeit zu schwellen.
Wer glaubt — der rast! denn nichts auf Erden giebt es
Woran man glauben, dem man trauen kann,
Ob auch manch' schwächliches und tiefbetrübtes,
Verlass'nes Herzchen bang sich klammert d'ran; —
Wer hofft — der lügt! denn auf ein Ding zu sinnen,
Das noch nicht da, ist trügerisch Beginnen —
Und wer da liebt — der — — —



Marin.

Was lang' ich auf Erden gesucht —
Ich fand es in Dir allein!

Sonate.

Gleich wie nach einem trüben Regentage
Von Westen blaut ein schöner Sommerabend,
Mit Glanz und Duft das müde Herz erlabend
Und von den Lippen nehmend Groll und Klage:
So nach den Regentagen meines Lebens,
Die endlos, hoffnungslos vorüberschlüchen,
Bis jeder Wunsch aus meiner Brust entwichen
Und hingewelkt die Blüthen meines Strebens;
Bis die Erkenntniß meinem Geist geworden,
Daß uns nicht mehr zu helfen sei im Leben,
Daß willenlos wir ganz anheimgegeben
Dem Schicksal, stets bereit uns hinzumorden,
Dem Räthselwesen, das sich selbst verzehrt,
Das Mittelmäß'ges schafft und es zerstört
In einem Athem. — — — — —
— — — — —

So nach den Zweifeln, nach den Kämpfen, Schmerzen
Nach der Erstarrung, der dumpf lastenden,
Den Klagen, den allein noch rastenden,
Stieg eine Abendröthe auf im Herzen.
Ein mildes Licht, verklärend und verschönend,

Des Lebens Himmel von den Wolken reinend,
Den hellen Strahl mit süßer Wärme einend
Und mich an diese Erde neu gewöhnend.
Von Denen, die am nächsten mir gestanden,
Mit denen Liebe mich verbinden sollte,
Ward ich verlassen, — Herzenskälte zollte
Man mir, weil Keiner meine Lieb' verstanden!
Die wen'gen Freunde sind mir fern zerstreut —
Von Schwester oder Bruder wußt ich nimmer —
Schon in der Jugend hat mich nichts gefreut —
Im laut'sten Schwarme war ich einsam immer!
Nicht Güter dieser Welt sind mir beschieden,
Nicht Rang, noch Titel, oder and'rer Tand: —
Das, was ich bin, halt' ich in meiner Hand
Und neide Niemandem sein Loos hienieden!

Doch hab' ich viel gekämpft mit meinem Herzen,
Mit meinen heißen trotzligen Gedanken,
Mit meinen Wünschen, die ohn' Maß und Schranken
Hinüberflutheten in meine Schmerzen.
Ich habe um die Wahrheit heiß gerungen
Und um die Kunst, die lehre, die all-eine,
Hinausgestrebt aus diesem Lebenscheine,
Aus diesen bleichen Zwieliichts-dämmerungen
Ins Reich der Schönheit und der Weltbefreiung,
Dahin der Geist der Dichter und Propheten
Von Alters pilgert, um zu Dem zu beten,
Der ihren Werken giebt die höchste Weihung —
Zum ew'gen Geist der Kraft und Selbstverjüngung,
Der tief im Herzen jener Wesen lebt,
Die mehr als Andere geliebt, gestrebt,
Bereit, zu sterben für die Heilserringung! —

Doch dieser Kampf trägt in sich das Verderben:
Die Einen zehrt er auf und wirft sie jäh
In Wahnsinnsnacht, die Andern in das Weh
Der Einsamkeit, die Dritten läßt er sterben.

Ich bin kein Held, kein Kunstverständ'ger Meister,
Ich trage nur des Schülerthums Symbole,
Doch stritt ich redlich mit im Kampf der Geister
Und folgte stets der wahren Schlachtparole!
So fiel auch ich dem gleichen Fluch anheim,
Trat in die Runde ein der Promethiden,
Verlor die Freude und verlor den Frieden
Und trug im Herzen lang des Todes Keim

Wie linde Lüfte, die zum ersten Mal
Hinstreichen über schneeige Gefilde,
Das Bahrtuch lösend, welches Berg und Thal
So lang bedeckt, und duftig frühlingsmilde
Die frohe Botschaft schön'rer Tage bringen:
So wehte plötzlich um mein lauschend Ohr
Ein Name hin — und scheuchte mich empor
Aus meinen Träumen. Leise wiederklingen
Hört' ich ihn in den Lüften fern und nah
Und tief im Herzen sehnsuchtsvoll vertönen.
Raum konnt' ich an die Klänge mich gewöhnen;
Nicht ahnt' ich sie vorher, — sie waren da
Und zogen mich in ihre Zauberkreise;
— So zieht der Sonne glanzumfloss'ne Sphäre
Wol an sich der Planeten lichte Heere.
Und doch so einfach war die süße Weise,
Nur einen Namen trug sie durch die Luft,
Wie Abendwinde einer Rose Duft

Maria, ja Maria leis erlang es —
Maria, ja Maria ringsum sang es —
Maria, nur Maria allezeit!

Doch Wundermelodieen im Namen schliefen, —
Sie wurden wach in meiner Seele Tiefen,
Vom heil'gen Gott der Sangeskunst geweiht!

Und meine Lieder sprengten ihre Ketten
Und zogen aus gewappnet und gerüstet,
Das mir verlorne Lebensheil zu retten,
Zu zwingen Den, dem es nach Zwang gelüftet,
Den Dämon, der mich lange hielt gefangen,
Der mich verzweifeln ließ am eig'nen Willen
Und nur nach Wahnsinn oder Tod verlangen.
Der Ton genügte, jenen Durst zu stillen,
Der mich gequält in meiner Einsamkeit,
Den Durst nach Leben, Lieb' und Seligkeit.

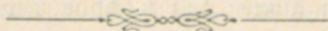
Denn jenen Namen trägt ein heilig Wesen,
Dem ich mein ganzes Selbst dahingegeben,
Dem ich geweiht mein armes, schwaches Leben,
Das ich zur einz'gen Gottheit mir erlesen! . . .

Dies fühlen sonder Ketten, sonder Schranken,
Das einzig voll begreift des Herzens Ahnung,
Ihr nennt es „Liebe,“ — wollt es in Gedanken
Erfassen und ergründen! — Hört die Mahnung
Des Dichters: Nicht mit der Vernunft erkennen
Läßt sich die Liebe, nicht vom Herzen trennen!
Und nicht wie Tausende zu lieben wähen,

Das Neuf're nur mit trägem Blick erspähend,
Vor eitel Flitterkram den Kern nicht sehend,
Heißt Lieben — — nein!

Ein grenzenloses Sehnen,
Gebunden durch der Selbstentsagung Macht,
Ein Ganz-Verfinken in das Ich des Andern,
Ein selig Ruh'n nach qualenvollem Wandern,
Ein Heilsgedanke freudig ausgedacht.
Ein All-Verlieren und doch All-Gewinnen,
Ein All-Vergessen und doch All-Besinnen,
Ein Lebensklang von einer Todessaite,
Das ist die Lieb', — die einz'ge gottgeweihte! . . .

Ja weht, ihr Töne, durch des Dichters Seele,
Die aus der Selbstsucht kalter Nebelhöhle,
Vom Joch der Lüge und des Scheins befreit! —
 Maria, o Maria! leis erklingt es —
 Maria, o Maria! ringsum singt es —
 Maria, — nur Maria! allezeit . . .



Lyrisches Echo.

Auge des Himmels, goldene Sonne,
Strahlst in das Herz mir Leben und Wonne,
Sei mir begrüßet viel tausend Mal!
Trag' ja Dein Abbild im seligen Herzen —
Das nach den Sorgen, Thränen und Schmerzen
Weit sich geöffnet dem goldenen Strahl!

„Liebe“ — so heißt meine irdische Sonne,
Sendet aus ihrem leuchtenden Bronne
Liedergefunkteln zum Himmel empor;
Scheuchet von hinnen das nächtliche Grauen,
Öffnet die Augen zu fröhlichem Schauen,
Glänzt aus den trunkenen Blicken hervor.

Du, Lieb, Du schenkest mir Sonne und Leben,
Kann Dir dafür mein Herz nur geben,
Wurden mir Schätze doch nimmer zu Theil!
Als mir mein Alles auf Erden zerronnen,
Hab' ich in Dir es wiedergewonnen: —
Hoffnung und Liebe und Frieden und Heil! —

Es sang ein Dichter in stiller Nacht:
„Begrüßt du Sternen- und Mondenpracht,
Du süßer, seliger Zauber!
Mit Sehnsucht füllst Du das Herze mir;
Ein hold Geheimniß wol ruht in Dir —
Ich kann's nicht fassen noch deuten“

„Ich weiß nur Eines — und fühl' es ganz,
Daß ich in Monden- und Sternenglanz
Verlassen bin und allein!
Ein düst'rer Schatten ins Herz mir fiel —
Nun rinnen über mein Saitenspiel
Herab die einsamen Thränen“

Da, horch! ein süßer, ein voller Klang,
Es schweigt der klagende Nachtgesang,
Es schweigt jed' Lüftchen im Baume: —
„Du bleicher Träumer bist nicht allein!
Dein denkt ein Mädchen, so treu, so rein,
In heil'ger, seliger Minne!“

Lausch' ich Deiner Stimme,
Seelenvoll und traut,
Hör' ich, traumverloren,
Keinen andern Laut.

Mögen Vöglein singen
Oder Stürme wehn,
Kann nur Dich vernehmen,
Kann nur Dich verstehn!

Singst mir alte Lieder,
Lieb und zauberscön,
Daß Erinnerungen
In dem Klang erstehn. —

Daß ich still gedenke
Meiner Jugendzeit,
Meiner unschuldvollen
Kindesfeligkeit.

Allen Schmerz vergesse,
Der den Geist bedroht,
Mich in Tönen bade,
Wie im Morgenroth.

Und vom Auge wieder
Quillt die Thräne dann,
Die seit langen Jahren
Keinem Leid mehr rann;

Wieder pocht das Herze
Wie geschwellt von Glück,
Wieder flammt des Muthes
Loh' aus müdem Blick —

Und die Liebe breitet
Ihre Schwingen aus,
Trägt mich in ein schönes,
Stilles Vaterhaus

Schrankenlos und sonnenglänzend,
Wie das unbewegte Meer,

Breitet ihre Silberfluthen
Meine Liebe um Dich her. —

Und Du gleitest hin auf ihnen,
Wie ein stiller, weißer Schwan;
Sonnenwellenstäubchen folgen
Deiner königlichen Bahn.

Meines Herzens schönste Lieder
Steigen auf, ein klingend Heer,
Preisen Deine lichte Schöne,
Schirmen Dich mit gold'ner Wehr.

Meine Küsse, meine Seufzer
Dich umwehen weich und lind,
Wie im Wald um wilde Rosen,
Weht der junge Frühlingswind.

Alles jauchzt und Alles jubelt
In dem weiten Liebesall,
Alles ist nur eine Feier,
Alles Duft und Glanz und Schall!

Sing' mir ein Lied! —
Es hebt meine Seele,
Meine müde, zum Tode betrübte Seele
Entgegen dem lösenden Klang.

Sing' mir ein Lied! —
Du weißt, daß die Töne
Heiliger Saiten
Ein Echo wecken in meinem Herzen,

Ein süßes Echo,
Sanft berührend
Mit linderndem Hauche
All' die Wunden,
Die ihm geschlagen
Diese in Elend und zehrendem Sehnen,
In fruchtloser Hoffnung
Siech zum Untergange sich schleppende,
Fiebernde Welt!

Sing' mir ein Lied, Maria! —
Aus Deiner Stimme weht es mich an,
Wie Hauch der Erlösung.
Die Töne beben,
Die Töne fluthen,
Wie rauschende Wellen
Einer unendlichen See!
Hinab! hinab!
In ihre Tiefe
Will ich mich stürzen,
Im Meer des Klanges
Selig vergehn! —

Tieffinnige Mähr vernahm ich einst
Von einem Königssohn,
Der lang gesonnen
Ueber die Räthsel des Seins
Und über des Lebens
Unendliches Weh. —

Er sprach:
„Aus dem All und Nichts
Der wahnlosen Nacht

Steigen die bunten, sinnebethörenden
Bilder des Tages, —
Scheinphantome,
Sich mühend und sorgend
Um's eigene Nichts;
Leidend und duldend,
Hoffend und zagend,
Rastlos ringend —
Nichts doch erringend
Als neues Leid!
Bis sie verwehen,
Wie zitternde Nebel
Wieder im ewigen,
Wahnlosen Nichts! “

Solcher Wahrheit
Ahnung dämmert mir auf
In Deinem Gesang, Maria!

Kind und liebend
Löst er die Seele
Aus Tageshast,
Läßt sie erwachen
Zum Selbstvergessen.
Des Lebens Bilder erleichen wie Träume,
Der Welt Gestalten versprühn wie Funken,
Des Bewußtseins trüglicher Schleier reißt
Und es stirbt das Ich!

Dich ängstet das Lästern, das Hassen der Welt,
Wo Liebe stets einsam blieb —
Sei ruhig! mein Arm Dich schützend hält,
Maria, mein heiliges Lieb!

Du zitterst vor jedem zürnenden Wort,
Das dem Munde der Schlechten entfährt —
Sei ruhig! Dir ist ein sicherer Port
An meinem Herzen bescheert.

Und mögen sie lästern, zürnen und drohn
Und schmähen die selige Lieb' —
Sie tragen im Anklitz der Thaten Lohn:
Maria, den Blinden vergieb!

Jhr wollt in Ketten uns're Liebe legen,
Jhr wollt verkümmern unser selig Loos,
Mit der Vernunft das Fühlen widerlegen,
Das uns im Herzen blüht so schön, so groß;

Jhr wollt mit weisen Lehren
Uns Glück und Ruh' verwehren. —

Ach, Jhr seid selbst ja glück- und ruhelos!

Jhr stützt Euch auf die Macht, die Euch gegeben
Ein Zufall ohne Sinn und Recht,
Jhr droht die Hand zum Todesstreich zu heben —
Wie kennt Jhr doch die Liebe schlecht!

Jhr glaubt mit kühlen Phrasen
Sie schnell hinwegzublasen

In selbstgefäll'gem Scheingesecht

Die Liebe gleicht der bebenden Mimose,
Die jedem Hauch den Kelch verschließt,
Zufrieden mit dem still verborg'nen Loose,
Die eig'ne Lebenswärme nur genießt;

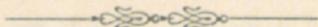
Ein Gott doch in ihr waltet,
Der voll zum Licht entfaltet

Die erste Blüthe, die sich zag erschließt.

Ja, redet nur und greift in unser Leben
Mit gotteslästerlicher Hand:
Es ist Eu'r fieberhaftes Handeln, Streben
Wie Regen nur in dürren Wüstensand,
 Indeß voll Glück und Wonne
 Im Strahl der gold'nen Sonne
Die Liebe blüht auf grünem Inselnd! . . .

Nun schwingt, Ihr Lieder,
Das Goldgefieder!
Aus meinem Herzen
Seid ihr befreit.
Und nehmt von hinnen
Mein trübes Sinnen,
Versenkt die Schmerzen
Ins Meer der Zeit.

Ein selig Lieben
Ist mir geblieben,
Nachdem zerstoben
Der Jugend Glück!
Ich fühl' Genesung,
Ich ahn' Erlösung,
Zum Licht erhoben
Ist Herz und Blick! —



Euangelium.

Wieder rauschen der Begeist' rung Schwingen mir ums müde Haupt,
 Nach dem Rosenkranze greif' ich, daß er mir die Stirn umlaubt.
 Will mich schmücken wie die Säng' er in dem schönen Griechenland,
 Wenn beim kunstgewürzten Mahle sie die Lebenslust verband.
 Neue Saiten will ich spannen auf den alten Harfenbau,
 Neue Weisen will ich singen, — Weisen von der Zauberfrau.
 Von der Göttin, die verlockend pocht an jedes Menschenherz,
 Und in kurze Wonne wandelt dieser Erde langen Schmerz —
 Die, ein Blitzesstrahl, die fernem der Erscheinungswelt durchdringt,
 In der unermess' nen Schöpfung ihren ew'gen Hymnus singt!
 Dein Exil und Deine Weihe und das Wallen Deiner Hand
 Hat ein Größerer *) gepriesen, deutschem Volke wohl bekannt,
 Hat auf dem Altar der Schönheit Dir ein Opfer dargebracht
 Idealer Herzenssehnsucht, Kampfesmuth'ger Selbstermacht,
 Und Dein Bild zurückgeleitet auf den goldnen Weltenthron,
 Den entrißen Deiner Hoheit eines neuen Gottes Sohn;
 Nur Dein Bild! denn, ach! die Töne eines göttlichen Gedichts
 Sind vergleichbar nicht dem Zauber eines holden Angesichts,
 Und für immer ist entschwunden Deiner Züge Schönheitspracht,
 Wie sie einst in Griechenherzen wonnevoll hineingelacht!

*) Dieser Gesang knüpft an Hamerlings herrliche Jugenddichtung „Venus im Exil“ an.

Wirken magst Du noch und schaffen unbewußt im Welkenraum,
 Doch verloren ging Dein sel'ger, lebensvoller Göttertraum!
 Unbewußter Kraft Entfaltung, blinder, willenloser Trieb
 Bist Du heute; kaum ein Funke Deiner Opferflamme blieb;
 Umgestürzt sind die Altäre, Deine Tempel stehen leer,
 Deine Tauben sind entflattert, sind zurückgekehrt ins Meer.
 Die Gesänge der Poeten, Deinem Ruhme dargebracht,
 Finden wenig frohe Hörer in der wilden Lebenschlacht;
 Und, wenn eine Menschenseele ganz und voll sich Dir geweiht,
 Trifft mit giftgetränkten Pfeilen sie der Fluch der kalten Zeit.
 Der Zersetzung und Verneinung hielt Dein Wesen nimmer Stand,
 Und der Zweifel riß vom Leibe Dir des Wahnes Lichtgewand.
 Also sei's! -- Zum Reich der Schatten wandelte Urania --
 Laßt uns rühmen denn und preisen heute die Vulgivaga!
 Auf! bekränzt den vollen Becher und das modische Gewand,
 Bleiche siebertolle Zecher, taumelnd an des Grabes Rand!
 Jüngling Du, mit blonden Locken, kaum der Elternhut entflohn,
 Und ein Kenner in Genüssen, ein blasirtes Weltkind schon,
 Laß die Braut daheim nur warten, laß sie weinen, tout égal!
 Besser sind Hetärenbusen und ein schwelgerisches Mahl.
 Lebemann, im feinen Kleide, ist nicht krank daheim Dein Kind?
 „Marrethei! die Mutter pflegt es; — weißt ja, wie die Mütter sind!
 „Füll' mir den Pokal, Du Schöne, die so lockend mich umschlingt,
 Die mir freche Liebesworte schmeichelnd in die Ohren singt!“
 Alter Mann im Silberhaare, gelb vom Antlitz, halb gelähmt,
 Morgen schon auf schwarzer Bahre, — nicht gezaudert, nicht gegrämt!
 Carpe diem! sagt der Dichter, — doppelt, wenn man alt wie Du;
 Wirst Dich ja erholen können in der ew'gen Todesruh'. —

Zwar, die Dirne nützt Dir wenig, aber der Champagner schäumt
Und Dein trunk'nes Haupt sich wieder in die Jünglingsjahre träumt.

Carpe diem! — Wein und Weiber wurden unnütz nicht gemacht,
Sei das dumme, kurze Leben ihnen freudig dargebracht!

Tod? — Ein wüstes Viertelstündchen — dann das absolute Nichts!
Leben? — nur Maschinenarbeit eines seelenlosen Wichts!

Liebe? — Blinder Trieb der Sinne! Wahrheit? — Eitler Phrasenschwall!
Sitte? — Ein Begriff! — und Sünde nur ein inhaltsleerer Schall!

Sieh', wie Rosa's Locken fliegen, wie ihr Tüllgewand sich löst!
Vor mir steht des Lebens einz'ge, höchste Wahrheit nun entblößt!

Komm, o komm, Du Kind der Freude! stütze mich, ich taumle schon —
Heiße Küsse, Prunkgeschmeide, Ballgewänder sind Dein Lohn!

Sagt, warum die Girandolen doch so trübe brennen heut'?
Lustig muß die Leuchte sprühen, wenn der Schöpfung Herr sich freut!

Zündet Kerzen an und traget Kohlenbecken in den Saal!
Myrrh' und Weihrauch lodre, dufte bei der Liebe Opfermahl!

Singet wohlbezahlte Chöre, singt Lecoq und Offenbach!
Alles Sein ist nur Chimäre! — Evoe, mit Paukenschlag!

Evoe! bis von den Sitzen lautlos jeder Zecher sinkt
Und in wüsten Fieberträumen seinen letzten Becher trinkt . . .

Ich indeß vom Bacchanale steh' mich in die Nacht hinaus,
In die freien, kühlen Lüfte aus dem schwülen Sündenhaus.

Seh' die Bäume und die Blumen ruh'n in süßverschwieg'nem Traum,
Während sich kein Lüftchen reget in dem gränzenlosen Raum;

Nur von ferne aus dem Dorfe eines Hundes Bellen schallt,
Oder Nachtgevägelstimme aus dem dunklen Föhrenwald,

Hinter mir der Venus Tempel, letztes Haus der großen Stadt,
Lichter noch in allen Fenstern, Lichter vor dem Thore hat,

Während hoch am Himmelsdome schon der Sterne Licht erbleicht
Und ein heller Schimmer ostwärts jungen Tages Nahen zeigt,

Während dünne Nebelschleier sich erheben von der Flur,
Des Erwachens erstes Frösteln schon durchzittert die Natur.

Gönnt mir, eh' ihr ganz entschwindet, einen Blick in Euren Glanz,
Festgereichte Wunderperlen an dem großen Schöpfungskranz!

Sterne, laßt, o laßt den Schwärmer dessen bleiches Angesicht
Aus dem dumpfen Lebenskerker ewig strebt nach Luft und Licht,

Laßt mich, wie ein Kind, noch einmal lesen Eure Zauberschrift,
Für des Lebens staub'ge Bücher ein erhab'nes Gegengift!

Ausgetilgt aus meinem Geiste ist zur Welt die frohe Lieb',
Doch des Herzens kindlich Beben mir noch unverändert blieb;

Großes rührt und Schönes fesselt's noch wie in der Jugendzeit
Und dem Elend ist, dem Leiden sein Erbarmen stets bereit.

Sterne, lichte Weltenräthsel, blitzend an dem Himmelsdom,
Ist ein jedes Eurer Heerde auch ein endliches Phantom?

Auch ein erdengleich vergänglich, todtgeweihtes Meteor
Das, geboren kaum, sich wieder in das dunkle All verlor?

Denn, wer will nach Jahren zählen, haften an der Lüge „Zeit“
In dem ewig sturmbewegten Meere der Unendlichkeit? —

Von der Wiege bis zum Grabe dünkt der Dornenpfad uns lang,
Doch kein Sternenstrahl zur Erde noch in dieser Spanne drang;

Viele tausend Jahre schwinden, eh' der holde Strahlengruß
Niederblitzt auf diese Fluren von dem lichten Sirius.

Auf der Erde wesenlose, glühe Feuerkugel sah
Einst Orion schon wie heute, trat ihm auch kein Auge nah;

Wird, wenn kalt und todeschaurig sie einst hängt im Weltenraum,
Der Vernichtung heimgefallen, nach dem kurzen Lebenstraum,

Noch wie heute niederblicken und mit seinem bleichen Licht
Kalt und mitleidslos verhöhnen ihr entstelltes Angesicht.

Sterne, wer die Wesen zählte, denen Ihr das Leben gebt —
Wer des Daseins Weh ermäße, das in jenen fernen lebt!

Ungeheurer Grausgedanke für das arme Menschenhaupt,
Das an seine eig'nen Leiden schauernd nur und zagend glaubt,

Ja, ich wage Dich zu denken, Dich zu fassen voll und ganz,
Sei auch noch so mild und friedlich Deiner Sterne Zauberglanz!

Nicht bescheert der kleinen Erde ward ein solches Weh allein,
Gleich vertheilt im Weltenraume muß der Fluch des Lebens sein,

Unnütz rollen nicht die Sterne ihre fest bestimmte Bahn,
Weltenkörper ohne Leben sind ein eitler Thorenwahn!

Läßt mich denn zu Euch erheben meinen schwachen Erdenblick,
Läßt in Eurer Riesengröße mich vergessen mein Geschick!

Was ist gegen Eure Schmerzen einer Menschenseele Leid,
Sechzig grambeschwerte Jahre gegen Qual-Unendlichkeit?

Will in diesem Sinne preisen Euer mildbewegtes Licht,
Das ins Herz mir Tröstung lächelt, — aber Hoffnung, Hoffnung — nicht!

— Ja, wol ist es anders worden, seit ich unter süßer Hut
Noch ein schuldlos heit'rer Knabe an der Mutterbrust geruht,

Noch beseligt war von jedem freundlich-warmen Menschenblick,
Noch in reinen Liebesträumen Frieden fand und Lebensglück;

Da erhob auf Glaubenschwingen sich zur Gottheit mein Gemüth,
Wenn die Sternenblumen droben herrlich waren aufgeblüht —

Und unsagbar Hohes ahnt' ich und unsagbar Schönes dort,
Sehnte mich im Traum und Wachen in den unbekanntem Port,

An die fromm geahnte Küste in dem blauen Aethermeer,
Wo ein ew'ger Frühling waltet kummerfrei und thränenleer.

Ach! was einst des jungen Lebens gold'ner Hoffungsanker schien,
 Sucht des Mannes Geist vergebens aus dem Nichts hervorzuziehn;
 Himmelslicht wird Höllendunkel, Leben wandelt sich in Tod,
 Aus der Sterne Nachtgesunkelein winkt ihm nie ein Morgenroth!
 Nur die ehernen Befehle schaut er an dem Firmament,
 Keine holde Sinnentäuschung sein gereiftes Wissen kennt;
 Tod und Leben, ewig wechselnd, liest er in dem Himmelsbuch,
 Jeder Stern ist eine Erde, tragend ihren eig'nen Fluch;
 Und im Wechsel der Erscheinung bleibt ihm Eines fest bestehn:
 Daß ein jeder Theil der Schöpfung nur geboren — zu vergehn!
 Das Warum? verhallt im Winde; taub ist die Unendlichkeit,
 Lügenantwort auf die Frage findet nur die feige Zeit.
 Menschheit, in den Sternen les' ich Deiner Weltgeschichte Gang,
 Wie der Vorzeit Astrologen, deren Leib vermodert lang: —
 Sonnen rollen, Erden kreisen in dem kraftdurchwogten All,
 Bersten — und aus ihren Trümmern steigt ein neuer Feuerball;
 Also wandeln sich die Völker, kämpfen, bluten und vergehn,
 Daß aus ihrem Schlachtengrabe wieder and're auferstehn.
 Tyrannei und Freiheit ringen immerdar den gleichen Streit
 Und die Schwäche formt Religionen immer — „für die Ewigkeit.“
 And're Kleider, andre Masken legt die alte Menschheit an
 Und — ergießt sich, stets dieselbe, in den Zeitenocean.
 Nichts Ureignes wird geboren, Neues nimmer mehr erzeugt,
 An den alten Mutterbrüsten stets die Menschheit groß gesäugt.
 Mag des Wissens enge Schranke weiten sich von Jahr zu Jahr,
 In dem Reiche der Gedanken schweben unser Geistesaar —
 Neue Formen mag er finden für den alten Weisheitskern:
 Daß wir Nichts im Grunde wissen, ewig der Vollendung fern —

Der Natur uralte Lehren mag er lernen zu verstehn,
Die Gesetze der Erscheinung klar vor seinen Blicken sehn —
Mag fürs eig'ne Wohl gewinnen einen reichen Wissenshort,
Wird dem Joch nie enttrinnen, — darben, dürsten fort und fort,
Und, wenn auf den höchsten Höhen des Gedankens steht die Zeit,
Bricht der morsche Bau zusammen, lange schon dem Tod geweiht,
Bildung und Gesittung fallen wieder in Barbarenhand
Der Cultur Ruinen starren aus dem großen Völkerbrand

„Lindert denn“ — so hör' ich fragen manches qualzerriss'ne Herz —
„Auf der fluchbedeckten Erde Nichts den alten Riesenschmerz?“

„Alles hat man uns genommen, Alles, was uns werth und lieb,
Von den Jugendidealen kaum noch die Erinn'ring blieb!

„Denker, Dichter dieser Tage, preist Ihr ewig denn die Qual
Und verhüllt des Trostes milden, duftgewob'nen Himmelsstrahl?“

„Seld zu foltern Ihr geboren, zu zerstören auserwählt?
Kann der Mund nicht Freude künden, der so schön vom Leid erzählt?“

Menschenbrüder! diese Antwort bietet Euch des Sängers Mund;
In dem Lebensquell der Künste badet Euren Geist gesund!

Pflegt, o pflegt die Ideale! wahr die heil'ge Poesie!
Sonnet Euch im Himmelsstrahle schönheitsklarer Phantasie!

Ringt Euch aus dem Leidensabgrund muthig zur Geduld empor,
Welche allerbarmend waltet bis an der Vernichtung Thor!

Auf des Lebens dürrer Wüste baut Euch der Poetraum
Eine Welt voll Lieb' und Schöne, frei im gränzenlosen Raum;

Was das Herz ersehnt vergebens, was vergebens sucht der Geist,
In der Kunst erhab'nen Werken sich dem trunk'nen Auge weist;

Großes hat sie schon geschaffen, Großes bleibt ihr noch bewahrt —
Des Gedankens hellste Strahlen sind nicht alle offenbart!

Aber nicht auf Lügenpfaden darf sie weilen, darf sie gehn,
 Nicht in einem Götzentempel ihres Dienstes Altar sehn!
 Nicht allein erfreuen, trösten, heben aus dem Erdenunst —
 Nein, die Wahrheit auch verkünden soll die wahre, freie Kunst!
 Schlagen soll sie manche Wunde, sagen manches herbe Wort,
 Durch die Stürme der Erkenntniß uns geleiten in den Port!
 Ward der Boden so empfänglich, kann sie streuen ihre Saat —
 Nur in Kämpfen und in Schmerzen wurzelt jede große That.
 Menschenbrüder! liegt auch öde dieses Lebens feld vor Euch,
 Duldet, kämpfet unermüdlich bis zum letzten Todesstreich!
 Liebt, was Euch der Liebe würdig scheint, und haßt, was hassenswerth;
 Habt Erbarmen mit dem Elend, doch der Bosheit weist das Schwert,
 Läutert Euch durch Selbstverachtung, — doch bewahrt den hohen Muth,
 Daß Euch Feigheit nicht verleite, zu vergießen eig'nes Blut,
 Selbst auf sich den Stahl zu zücken, zu entfliehn der Erdenhaft,
 Weil — o Schmach des Menschengesistes! ihm versagte Muth und Kraft.
 Nicht dem Unabänderlichen frommt's verzweiflungsvoll zu nah'n,
 Auch in Ketten giebt es Helden, wie auf freier Siegesbahn.
 Arbeit und Geduld — so heißen Deine Götter, Menschenbrust,
 Und die Kunst ist Deines Lebens einz'ge, ewig junge Lust! —
 Sieh! es blitzt, es flammt im Osten; Purpurgluth den Himmel säumt!
 Frischer Lusthauch kommt geflogen, — nun genug geklagt, geträumt!
 Sonne naht und Morgenhelle, — Nachtgesichte fliehn entsezt;
 Alle Zweifel müssen schweigen, alle Waffen ruhen jetzt!
 Nur dem Großen, nur dem Schönen sei die Morgenstund' geweiht
 Und gerühmt in freudentönen ihre Strahlenherrlichkeit!
 Göttin, die ich angerufen zu dem düstern Nachtgesang
 Ging auch Dein Altar verloren, doch zu Dir mein Sehnen drang;

Nicht im schwülen Haus der Sünde fand ich Deine Rosenspur:
Deines Odems Düste wehen in der prangenden Natur;
Eine staubgeborne Larve ist nur die Vulgivaga:
In dem Reiche des Gesanges such ich Dich, Urania!
Nur ein Schattenbild auf Erden, lebst Du dort noch voll und ganz
Reihst die Lieder aller Zeiten Dir zu gold'nem Ruhmeskranz;
Und so lang noch diese Erde eine Menschenseele trägt,
Welche den Prometheusfunken der Begeist'ring wahr't und hegt,
Ja so lang noch eine Note, noch ein Rythmus hier erklingt,
Ist das Lied von Dir ein Bote, der uns „frohe Kunde“ bringt,
Kunde von den Idealen, welche ewig neu erstehn
In der Dichtung weiten Reichen, auf des Geistes Sonnenhöhn! .

